



KIRCHLICHE BLÄTTER

MONATSSCHRIFT DER EVANGELISCHEN KIRCHE A.B. IN RUMÄNIEN

JULI 2008 – NR. 7/36. (74.) JAHRGANG

thema des Monats

Christen und Juden

Versprochen ist Versprochen! Auf diese kurze Formel kann man die Gültigkeit der Verheißung an das jüdische Volk bringen. Christen machen sich bewusst, dass nach der Bibel Gott sich Israel als sein Volk ausgewählt und es auf ewig an sich gebunden hat. »Wir Christen haben in den letzten Jahrhunderten erst mühsam wieder lernen müssen, dass wir, wenn wir den Jüdinnen und Juden begegnen, dem Volk des nie gekündigten Bundes ins Auge schauen«, sagte ein hoher Würdenträger auf dem Katholikentag, der im Mai in Deutschland stattgefunden hat. Der christlich-jüdische Dialog ist ein Thema, das langen Atem, fundierte Forschung und auch Fingerspitzengefühl braucht – und das immer wieder mehr Aufmerksamkeit erhalten sollte.

Der Israelsonntag im evangelischen Kirchenjahr, der 10. Sonntag nach Trinitatis, ist so ein Anlass, um sich bewusst zu werden, welche Bedeutung das Judentum für das Christentum hat. Es kann auch Anlass dazu sein, gegen Zerrbilder und Vorurteile anzukämpfen. Gemeinsame Wurzeln können gesucht werden und auch ein Blick in das Heilige Land gewagt werden: Wie leben Christen dort heute?

So höre nun, mein Knecht Jakob, und Israel, den ich erwählt habe! Ich will Wasser gießen auf das Durstige und Ströme auf das Dürre: Ich will meinen Geist auf deine Kinder gießen und meinen Segen auf deine Nachkommen, dass sie wachsen sollen wie Gras zwischen Wassern, wie die Weiden an den Wasserbächen. (Jesaja 44, 1.3–4)

Nachrichten	2+3
Die Bedeutung des Judentums für das Christentum	5
Christen im Heiligen Land	6
Gegen Vorurteile	6
Rat des Lutherischen Weltbundes	7
Der Monatsspruch	8

Wo wohnt Gott?

Predigt am Israelsonntag

Die ¹⁹Frau spricht zu ihm: Herr, ich sehe, dass du ein Prophet bist. ²⁰Unsere Väter haben auf diesem Berge angebetet, und ihr sagt, in Jerusalem sei die Stätte, wo man anbeten soll.

²¹Jesus spricht zu ihr: Glaube mir, Frau, es kommt die Zeit, dass ihr weder auf diesem Berge noch in Jerusalem den Vater anbeten werdet. ²²Ihr wisst nicht, was ihr anbetet; wir wissen aber, was wir anbeten; denn das Heil kommt von den Juden. ²³Aber es kommt die Zeit und ist schon jetzt, in der die wahren Anbeter den Vater anbeten werden im Geist und in der Wahrheit; denn auch der Vater will solche Anbeter haben. ²⁴Gott ist Geist, und die ihn anbeten, die müssen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten. ²⁵Spricht die Frau zu ihm: Ich weiß, dass der Messias kommt, der da Christus heißt. Wenn dieser kommt, wird er uns alles verkündigen. ²⁶Jesus spricht zu ihr: Ich bin's, der mit dir redet. (Johannes 4, 19–26; Kontext: Jesus und die Samariterin)

Liebe Gemeinde, liebe Schwestern und Brüder,

Wo wohnt Gott? »Gott wohnt im Himmel«, sagt das Kind. Das Kind kann sich dann Gott als alten Mann vorstellen und entsprechend malen. Als Kind kann man sich so richtig in den himmlischen Gott hineinräumen. »Gott im Himmel – diese Vorstellung soll auch den Träumen vorbehalten bleiben«, so spricht manch ein Erwachsener. Deshalb hat man als Erwachsener mit diesem himmlischen Gott auch nichts mehr zu tun. Er bleibt der ferne Gott, und das Leben ist hier auf Erden. Hier hat Gott dann nichts mehr zu sagen.

Wo wohnt Gott? So fragen auch die Religionen und geben recht unterschiedliche

Antworten. Weil nur eine Antwort richtig sein kann, muss man für diese Wahrheit auch kämpfen. Wohnt Gott etwa nur in Mekka oder in Jerusalem oder etwa nur in Rom? Wer nur eine Antwort auf diese Frage haben will, muss andere als Ketzer oder Ungläubige bezeichnen, andere ausschließen. Mit *den anderen* will man dann natürlich auch nichts zu tun haben. Die sind ja schließlich minderwertig. Und so kann aus Vorurteilen schnell Hass erwachsen, und aus Hass entwickelt sich auch relativ leicht Gewalt.

Aber auch in unserer eigenen christlichen Geschichte meinten mal die einen und mal die anderen recht zu haben. »Wir sind die richtige Kirche«, sagen die Katholiken gegenüber den Protestanten; »wir haben den richtigen Glauben«, sagen die Protestanten gegenüber den Orthodoxen; »wir die einzig geradlinige, auf Christus zurückgehende Tradition«, meinen die Orthodoxen; »wir haben den richtigen Geist« sagen die Freikirchen gegenüber den traditionellen Kirchen. Wer nur so denkt, kommt nicht weiter. Der muss die anderen ausschließen, verteufeln und verketzern.

Dabei wurde noch keine Religion aus sich selbst geboren. Wir alle haben unsere Wurzeln. Wo haben wir als Christen unsere Wurzeln? Woher kennen wir Gott? Wir kennen Gott durch Jesus, der ein Jude war und in der Tradition seines Volkes, des Volkes Israel, stand.

Israelsonntag

Der heutige Sonntag, der 10. Sonntag nach Trinitatis, wird in Deutschland traditionellerweise als Israelsonntag gefeiert. Dieser Sonntag wurde lange Zeit als »Gedenktag der Zerstörung des Tempels in Jerusalem«



Das brennende Turmdach stürzt ab.
Foto: Ioan Arcalean



Das Dach der Bistritzer Kirche am Tag nach dem Brand. Foto: Andreas Hartig

Brand der Evangelischen Kirche in Bistritz

Bistritz. Am Abend des 11. Juni brach am Bistritzer Kirchturm ein heftiger Brand aus. Der seit über einem Jahr eingerüstete Turm wurde von Flammen ergriffen, die sich bis zur Turmspitze ausbreiteten. Die Feuerwehr reichte mit den Löschstrahlen nur bis zur halben Höhe des Kirchendaches und bemühte sich, das Übergreifen der Flammen auf das Dach des Kirchenschiffes zu verhindern. Den 75 Meter hohen Turm konnte sie nicht löschen, er brannte im Inneren aus, die Glocken wurden beschädigt. Der Turmhelm stürzte ein und fiel brennend herab.

Die Kleinstadt Bistritz liegt relativ abgeschieden, es kamen Löscheinheiten aus den umliegenden Gemeinden und später auch aus Klausenburg und Neumarkt am Mieresch (Tg. Mureş). Der Brand war gegen Mitternacht gelöscht. Es kamen keine Menschen zu Schaden.

Wie Ende Juni von der Polizei bekanntgegeben wurde, hatten drei streunende Minderjährige auf der Baustelle einen Decken- und Kleiderhaufen, der von Obdachlosen stammte, angezündet und waren, da sie ihn nicht löschen konnten, weggelaufen. Das Feuer ergriff in Windeseile das gesamte Holzgerüst, was dann zu den weiteren Schäden führte. Die Instandsetzungskosten werden auf etwa eine Million Euro geschätzt.

Die evangelische Gemeinde in Bistritz zählt rund 280 Mitglieder. Die Stadt hat insgesamt 83 000 Einwohner.

Alle Einwohner der Stadt, die Behörden und Parteien, ehemalige Bewohner der Stadt sowie die Gemeinden unserer Landeskirche sind über den entstandenen Schaden bestürzt und zeigen Solidarität mit der schwer getroffenen evangelischen

Gemeinde. Die Festlichkeiten »Zilele Bistriței« wurden abgesagt, um das dafür vorgesehene Geld dem Wiederaufbau des Wahrzeichens der Stadt zukommen zu lassen. Spendenkonten werden eingerichtet, auch seitens der Evangelischen Kirche A.B. in Rumänien, die auch zu einer landeskirchenweiten Kollekte aufruft.

Bischof D. Dr. Christoph Klein besuchte zusammen mit Hauptanwalt Friedrich Gunesch und Vertretern der Bauabteilung des Landeskonsistoriums die Gemeinde Bistritz am 13. Juni, um der Gemeinde Trost zuzusprechen und zu helfen, die nötigen Schritte für Sicherung und Wiederaufbau des so schwer beschädigten Kirchengebäudes in die Wege zu leiten.

kbl

Spendenkonten in Rumänien und im Ausland erfahren Sie auf der Internetseite des Bezirkskonsistoriums Hermannstadt. (www.bkh.evangel.ro)

Frauenarbeit hat neuen Vorstand

Hermannstadt. Auf seiner ersten Zusammenkunft seit der Wahl des neuen Vorstandes der Frauenarbeit der Evangelischen Kirche A.B. wählten die Vorstandsmitglieder am 7. Juni zwei Frauen: Diese sind als Vorsitzende Dr. Sunhild Galter (Neppendorf) und als stellvertretende Vorsitzende Margit Kézdi (Sächsisch-Regen).

Im neuesten Rundbrief der Frauenarbeit werden auf die nächsten Veranstaltung von und für Frauen hingewiesen: ein Fortbildungsseminar für Leiterinnen von Frauenkreisen, für Religionslehrerinnen, Lehrerinnen und Kindergärtnerinnen im Juni und eine Rüstzeit für Erwachsene zum Thema »Zeit der Ernte, Zeit des Dankens« vom 3. bis 5. September 2008 in Wolkendorf. Die Geschäftsstelle der Frauenarbeit ist auch in den Sommermonaten geöffnet.

kbl

Der »Dr. Carl Wolff«-Verein bietet gute Betreuung

Hermannstadt. Im Mai trat die Vollversammlung des »Dr. Carl Wolff«-Vereins zusammen. Im Jahresbericht ging die bisherige Vorsitzende des Vereins, Hannelore Baier, auf die im Berichtsjahr geleistete Arbeit im »Dr. Carl Wolff« Alten- und Pflegeheim und im Hospiz ein und auf die Probleme, die zu bewältigen sind.

Infolge der Konstituierung des »Dr. Carl Wolff«-Vereins und der Ausgliederung aus dem Diakonischen Werk der Evangelischen Kirche A.B. in Rumänien war die Durchführung von Überschreibungsformalitäten notwendig, so dass die Immobilien des »Dr. Carl Wolff«-Heimes nun auch rechtlich in sein Eigentum überführt worden sind.

Die 106 Plätze, die im Altenheim zur Verfügung stehen, sind ständig belegt. Die Anfrage auf Heimplätze ist groß, weil die Qualität der Pflege den Bedürfnissen der Heimbewohner angepasst ist. Schwierigkeiten bereiten die Sicherung des Pflegepersonals, da mehrere Pflegerinnen Stellen im Ausland angenommen haben, sowie finanzielle Engpässe, die unter anderem dadurch entstanden, dass das Heim 2007 die Mehrwertsteuer vom Staat nicht mehr rückerstattet bekommen hat.

Im Hospiz, das 2006 in Nachbarschaft zum Altenheim eröffnet worden war, sind inzwischen knapp 200 Patienten im Alter zwischen 20 und 80 Jahren betreut worden.

Die Aufnahme im Hospiz erfolgt in Absprache mit der der Onkologieabteilung des städtischen Krankenhauses, mit der eine gute Zusammenarbeit besteht. Die Hospizmitarbeiter haben alle die Palliativausbildung mit Dozenten aus Kronstadt besuchen können.

In beiden Häusern wird die ärztliche Betreuung von Dr. Loránd Péter und Dr. Claudia Albu gesichert. Trotz der finanziellen Schwierigkeiten im Altenheim und im Hospiz kam den Heimbewohnern und Patienten eine gute Pflege zuteil, was letztendlich das Hauptanliegen des »Dr. Carl Wolff«-Vereines ist.

(Der vollständige Bericht erschien in LKI 10/31. Mai 2008)

Vortrag über jüdische Dichterin aus der Bukowina

Hermannstadt. Anneliese Kley und Pfarrer i.R. Hans-Ulrich Kley (Passau) stellten am 2. Juni einem interessierten Publikum das Leben und das dichterische Werk von Selma Meerbaum-Eisinger vor. Die Dichterin verstarb 1942 bereits 18-jährig in einem Arbeitslager in der Ukraine, nachdem sie zuvor aus der Bukowina nach Transnistrien verschleppt worden war.

Bei Selma Meerbaum-Eisingers überlieferten Gedichten handelt es sich vorwiegend um impressionistische Liebes- und Naturlyrik von beachtlicher Stilsicherheit, die durchgängig von einer melancholischen Grundstimmung geprägt sind. Das schmale Werk der jungen Autorin gehört neben den Gedichten Rose Ausländers und Paul Celans zum literarischen Erbe der ausgelöschten deutsch-jüdischen Kultur der Bukowina. Selma Meerbaum-Eisinger übersetzte auch Gedichte aus dem Rumänischen, Jiddischen und Französischen ins Deutsche.

In Deutschland wurde im Mai 2008 ein Schulprojekt zu Selma Meerbaum-Eisinger erfolgreich abgeschlossen, das zur Bekanntmachung dieser spät entdeckten und fast vergessenen Dichterin beigetragen hat. (www.selma.de)

Der Vortrag in der Johanniskirche beleuchtete nicht nur das dichterische Werk von Selma Meerbaum-Eisinger, sondern gab Aufschluss über die Tatsache, dass mehr als 100 000 Juden in transnistrischen Lagern ums Leben kamen, ein Teil der Shoa, der noch wenig bekannt ist. Gerade in Rumänien sollte das auch ins Bewusstsein dringen.

Die Lesung in Hermannstadt war Teil einer Veranstaltungsreihe des Teutsch-Hauses zum Thema der Judenvernichtung und der Geschichte der Juden in Europa.

g.c.

Streit um ökumenische Handlung

Temeswar. Am 25. Mai beteiligte sich der rumänisch-orthodoxe Metropolit Nicolae Corneanu an dem Einweihungsgottesdienst der neu erbauten griechisch-katholischen (mit Rom unierten) Kirche »Heilige Maria – Königin des Friedens und der Einheit«, einem Gottesdienst, zu dem viele Persönlichkeiten aus dem öffentlichen Leben sowie Vertreter verschiedener

Konfessionen eingeladen waren. Aufsehen erregte die Tatsache, dass Metropolit Nicolae Corneanu an der von den griechisch-katholischen Geistlichen zelebrierten Eucharistie teilnahm und auf eigenen Wunsch Oblate und Kelch empfing.

Streng orthodoxe Kreise werteten diese ökumenische Handlung als inakzeptabel und verlangten eine Klärung des Falles durch die oberste Kirchenbehörde. Patriarch Daniel von Rumänien teilte mit, dass die Heilige Synode bei ihrem nächsten Treffen den Fall behandeln werde. Inzwischen melden sich konservative sowie ökumenisch liberalere Stimmen in den Medien zu Wort.

In Temeswar fand ein Meeting statt, mit dem Pfarrer mehrerer Kirchen, insbesondere der griechisch- und der römisch-katholischen Kirche, aber auch Orthodoxe und viele Laien dem Banater rumänischen Kirchenoberhaupt Solidarität bekundeten und dem Willen zu Ökumene und Freundschaft zwischen den Kirchen Ausdruck verliehen.

Metropolit Corneanu hatte bereits bald nach der Wende Aufsehen erregt, als er für seine Fehler zur Zeit der kommunistischen Diktatur um Vergebung bat, und als er zustimmte, dass der griechisch-katholischen Kirche ihre Kirchengebäude rückerstattet werden sollen. Im Banat erhielten rund 50 griechisch-katholische Gemeinden ihre Gotteshäuser wieder, die zwischenzeitlich von rumänisch-orthodoxen Gemeinden genutzt worden waren. kbl

Interkultureller Dialog: Nicht ohne die Religionen

Paris. Der Rat der Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa (GEKE) begrüßt das jüngst vom Europarat angenommene »Weißbuch über interkulturellen Dialog«. Die Erklärung im Wortlaut:

2008 ist das europäische Jahr des interkulturellen Dialogs. Am 7. Mai hat das Ministerkomitee des Europarates, dem 47 europäische Staaten angehören, ein »Weißbuch« zum interkulturellen Dialog angenommen, das die Grundsätze der europäischen Staaten für den interkulturellen Dialog beschreibt. Der Rat der Gemeinschaft Evangelischer Kirchen in Europa (GEKE), der vom 30. Mai bis 1. Juni in Paris tagt, begrüßt die Bemühungen des Europarates um den interkulturellen Dialog.

Der Rat der GEKE erklärt: Die zunehmende kulturelle Vielfalt Europas stellt uns vor neue soziale und politische Herausforderungen. Interkultureller Dialog ist deshalb kein Randphänomen der europäischen Gesellschaften, sondern ein Prozess, der in die Mitte der Gesellschaft gehört.

Für die evangelischen Kirchen in Europa ist es selbstverständlich, dass die Menschenrechte, die Demokratie und die Rechtsstaatlichkeit den staatlichen Rahmen für den interkulturellen Dialog bilden.

Wir begrüßen, dass alle 47 Mitgliedstaaten des Europarates dies durch die Annahme des Weißbuches im Ministerkomitee unmissverständlich deutlich gemacht haben.

Der Rat der GEKE begrüßt, dass der Europarat im Weißbuch ausführlich auf die Bedeutung der Religionen für den interkulturellen Dialog eingeht. Wir sind überzeugt, dass die Gewissheit über die eigene religiöse Identität und das Verständnis für die Glaubensüberzeugungen und Weltanschauungen anderer wichtige Elemente im interkulturellen Dialog sind. Es ist wichtig, die Religionen im interkulturellen Dialog nicht nur als Konfliktfaktoren wahrzunehmen. Wir möchten den Europarat ermutigen, den tagtäglichen positiven Beitrag der religiösen Gemeinschaften zum Gemeinwohl in den europäischen Gesellschaften wahrzunehmen.

Im interkulturellen Dialog muss die Identität des Anderen geachtet werden. Zum interkulturellen Dialog gehört aber auch das Recht, den anderen zu kritisieren. Die Kirchen der Reformation sind aus der Kritik an bestehenden kirchlichen Verhältnissen und Lehren hervorgegangen und wissen sich in besonderer Weise der Freiheit des Glaubens und Gewissens verpflichtet. Der Anspruch der Religionen, in der Öffentlichkeit an anderen Religionen oder gesellschaftlichen Verhältnissen Kritik üben zu dürfen, muss die Bereitschaft, sich selbst infrage stellen zu lassen, einschließen.

Der Europarat setzt im interkulturellen Dialog bei der Menschenwürde des Einzelnen ein. Das entspricht evangelischer Auffassung. Das Recht auf individuelle Freiheit ist untrennbar mit der Verantwortung für die Gemeinschaft verbunden. Die Kräfte, die unsere Gesellschaften zusammen halten, müssen gestärkt werden. GEKE

MENSCHEN

Ordination von Uwe Seidner

Wolkendorf. Am 14. Juni 2008 wurde der Theologe Uwe Seidner durch Bischof D. Dr. Christoph Klein zum Pfarrer der Evangelischen Kirche A.B. in Rumänien ordiniert. Er wird die Kirchengemeinden Wolkendorf, Weidenbach und Neustadt im Burzenland betreuen. Uwe Seidner ist in Hermannstadt geboren und wuchs als Pfarrerskind in Reußdörfchen und Stolzenburg auf. Er absolvierte das Brukenthalgymnasium. Nach dem Studium der Theologie in Hermannstadt und Erlangen sammelte er praktische Erfahrung als Mitarbeiter der Evangelischen Akademie Siebenbürgen und im Vikariat in Heltau. Sein besonderes Interesse gilt den Evangelischen Christen in der Ukraine, wohin er bereits mehrere Reisen und Predigteinsätze unternommen hat.

kbl

Wo wohnt ...

(Fortsetzung von Seite 1)

gefeiert. Es wurde mit der Zeit eingesehen, dass das Verhältnis zwischen der Kirche und Israel erneuert werden muss – von daher die Neubestimmung dieses Sonntages. Und schließlich dient dieser Sonntag auch als Erinnerung daran, dass das Judentum die Mutterreligion des Christentums ist. Das Christentum hat nicht nur seine geschichtlichen, sondern auch die geistlichen Wurzeln im Judentum. Was wären wir ohne das Alte Testament; ohne die Psalmen, die uns die Sprache des Gebetes lehren, ohne die Propheten, die uns an das Wichtige im Leben erinnern usw. Jesus selbst war Jude und hat den Glauben seiner Väter weitergegeben. Und doch haben die Christen das jüdische Volk gehasst, und sie tun es teilweise auch heute noch. Sind wir Christen »neidisch«, weil Gott das Volk Israel zuerst erwählt hatte oder weil er auch andere lieben kann?

Jesus selbst sagt: »Das Heil kommt von den Juden«. Er sagt das zu einer Frau, die meint anders zu sein, und vielleicht dachte sie anfangs auch, dass sie besser sei. Und weil sie anders ist, lebt sie und glaubt auch ein bisschen anders. Die Frau, mit der Jesus spricht, ist eine Samariterin.

Zur jener Zeit hatten die Samariter mit den Juden nichts zu tun. Sie teilten zwar fast den gleichen Glauben und stammten ursprünglich vielleicht aus demselben Volk, aber sie waren verfeindet, weil die einen wie die anderen meinten, den besseren Glauben, die reinere Religion zu haben. Und wie das dann so kommt, hat man miteinander auch nichts zu tun. Man geht sich nur noch aus dem Weg und redet auch nicht miteinander.

Und nun liegt zwischen Jerusalem und Galiläa, dem Norden von Palästina, wo Jesus aufgewachsen war, dieser Landstrich, Samarien genannt. Jesus war auf dem Weg nach Galiläa. Für die meisten Juden war es selbstverständlich, durch Samarien so schnell wie möglich durchzureisen und ja keinen allzu engen Kontakt mit der einheimischen Bevölkerung zu haben. Das wäre so, als würden hierzulande zwei Dörfer verfeindete sein und man tunlichst jeden Kontakt oder Gemeinschaft mitein-

ander vermeidet. Das gab es vor nicht allzu langer Zeit auch noch in unseren Gemeinden – hoffentlich heute nicht mehr.

Jedenfalls beeilte sich jeder, schnell diese Gegend, Samarien, hinter sich zu lassen. Jesus jedoch nicht! Jesus ist müde von der Reise, er setzt sich an einen Brunnen und fängt an mit den Leuten zu erzählen, die zum Brunnen zum Wasserschöpfen kommen. Das macht Jesus immer. Für ihn sind die nationalen, religiösen oder sozialen Unterschiede von keiner Bedeutung. Er setzt sich einfach hin und fängt an mit den Leuten zu reden. An diesem Brunnen nun trifft er auf eine samaritanische Frau, und Jesus fängt ein Gespräch mit ihr an – was schon an und für sich ein Skandal war, weil man zu jener Zeit nicht einfach so mit einer fremden Frau sprechen durfte, Frauen wurden als Gesprächspartner gar nicht ernst genommen.

Was im Leben wichtig ist

Im Verlaufe des Gesprächs versucht Jesus, sie auf die wichtigen Dinge im Leben hinzuweisen. Denn diese Frau ist ein Mensch wie jeder andere, mit den jeweils eigenen Problemen. Jesus deckt die Mauer auf, die man um sich herum baut; er zeigt uns, wie wir wirklich sind. Er zeigt uns auch, was wir benötigen. Jesus schenkt den Menschen, die ihm ihre Aufmerksamkeit leihen, Wasser des Lebens, Wasser, das den Lebensdurst löscht.

Die samaritanische Frau erkennt, dass Jesus ein besonderer Mensch ist und versucht auf das religiöse Problem zwischen den beiden Nationen zu sprechen zu kommen. Es geht um den Ort der richtigen Anbetung Gottes. Sie meint vielleicht, es gibt nur eine Alternative: entweder es ist Jerusalem, oder es ist der Garizim. Jesus lässt sich auf solche Fangfragen nicht ein: es ist weder das eine noch das andere. Und dann spricht er von dem wahren Anbeten Gottes. Wer hat also die richtige Erkenntnis Gottes? Wenn es um die Wahrheit geht, meinen die Religionen und Kirchen, es gibt nur eine, und zwar die ihre. Jesus möchte uns jedoch Alternativen aufzeigen, eine Perspektive geben. Jesus sagt: die wahren Anbeter werden den Vater anbeten im Geist und in Wahrheit.

Die Anbetung Gottes ist also nicht an exklusive Kultorte gebunden, sei es nun Jerusalem, Mekka oder Rom. Gottes Nähe werden wir nicht unbedingt an speziellen Orten erfahren, an Orten, von denen manche Menschen meinen, sie seien besonders heilig. Nein, wir werden die Gegenwart Gottes dort erfahren, wo Gottes Geist unser Leben erfasst und uns seiner Wahrheit nahe bringt. Gottes Nähe werden wir erfahren, wenn wir uns dem Wirken Gottes öffnen. Und das kann auch im Alltag sein, das kann überall sein. Nämlich dort, wo wir Gottes Geist Raum geben, dort, wo

wir durch unsere Lebenshaltung unseren Glauben bezeugen.

Gott will unser Vater sein

Und noch eins betont Jesus: Die wahren Anbeter werden den VATER anbeten in Geist und Wahrheit. Diesen Gott, der unser Vater sein will, haben wir Christen durch Jesus kennen gelernt. Weil Jesus für uns der Gottessohn und der Gesandte ist. Durch ihn haben wir Gott als den barmherzigen Vater kennen gelernt. Als den Vater, der uns zu sich zieht und uns seine Kinder sein lässt. Deshalb ist Jesus Christus für uns der Messias, der lang Erwartete, der das Antlitz der Erde geändert hat. Wir Christen haben Zugang zu Gott durch Christus, der für uns gestorben und auferstanden ist, und einen anderen Mittler haben wir nicht. Dies ist unsere Wahrheit. Aber das heißt nicht, dass wir sie jedem anderen aufzwingen müssen.

Ich denke, Gott hat verschiedene Wege, die Menschen anzusprechen. Wichtig ist jedoch, zu wissen, worauf ich mich gründe, worauf und auf wen sich mein Glaube bezieht. Unser Glaube darf keine Waffe sein, mit der wir die Andersdenkenden überzeugen müssen. Das war auch nicht Jesu Ziel. Wir dürfen jedoch mit unserer Wahrheit, mit unserem Glauben mit den anderen reden. Sich einfach hinsetzen und mit den Andersdenkenden und -gläubigen reden. Schon dieses hinsetzen ist gar nicht so einfach, besonders dann nicht, wenn man gegenüber den Anderslebenden Vorurteile hat, wenn man sie hasst oder aus unerklärlichen Gründen Angst vor ihnen hat.

Liebe Gemeinde, für uns Christen gibt es nur eine Wahrheit: Auf die Frage »Was glaubst du?«, gibt es nur eine Antwort, und die lautet einfach und einprägsam: Jesus Christus. Denn durch ihn dürfen wir Gott als den Vater anrufen, durch ihn haben wir Frieden mit Gott, durch ihn dürfen wir auch auf andere zugehen. Jesus hat uns selbst gezeigt, dass es so einfach sein kann, mit den anderen zu reden, auf andere zuzugehen. Und zwar auch zu denen gehen, von denen man meint, dass sie gar keine richtige Menschen sind. Man muss sich nur selbst ein bisschen überwinden, und manchmal muss man dafür nur auf einer Straße stehen oder an einem Brunnen sitzen und Wasser schöpfen.

Ich hatte am Anfang die Frage gestellt: Wo wohnt Gott? Im Sinne dessen, was ich bisher gesagt habe, lautet meine Antwort: Gott wohnt dort, wo man ihn in sein Leben hereinlässt; er lebt dort, wo man sein Leben nach seinem Willen ausrichtet und diese Lebenshaltung tatsächlich auch für andere sichtbar wird.

Pfarrerin Hannelore Agnethler

(Predigt vom 10. Sonntag nach Trinitatis, den 12.08.2007, gehalten in Honigberg und Petersberg)

IMPRESSUM der Kirchlichen Blätter
Herausgeber: Landeskonsistorium der Evangelischen Kirche A.B. in Rumänien
Redaktion: Gerhild Cosoroabă
kirchliche.blaetter@evlk.artelecom.net
www.kbl.ekh.ro/
RO-550179 Sibiu, Str. Mitropoliei 30
Telefon und Fax 0269-206730
Satz und Lektorat: hora Verlag
Druck: Constant S.R.L.; ISSN 1221-5694
Bezugsmöglichkeiten: a) über die Pfarrämter der Evangelischen Kirche A.B. in Rumänien;
b) Bestellungen für den Postversand ins In- und Ausland: Telefon 0269-210 639;
c) Bestellungen in Deutschland: Hilfskomitee der Siebenbürger Sachsen und der evangelischen Banater Schwaben, Tel. 089-23 20 99 10

Die Bedeutung des Judentums für das Christentum

Das Christentum hat seinen historischen Ausgangspunkt in der Person Jesu von Nazareth. Jesus freilich war nicht erster Christ, sondern Jude. Fragt man nach der Person und dem Leben Jesu, so kommt man nicht umhin, sich seiner tiefen Verwurzelung im Judentum bewusst zu werden. Seine Botschaft und sein Handeln können nicht in Differenz zum damaligen Judentum, sondern nur in dessen Kontext verstanden werden. Als Gründer einer charismatischen Erneuerungsbewegung verfolgte er das Ziel, sein zeitgenössisches Judentum zu erneuern, nicht aber, eine neue Religion zu stiften.

Von Jesus zur Kirche

Letztere Rolle wurde ihm erst aus der Perspektive seiner Wirkungsgeschichte im Christentum zugeordnet. Erst im Urchristentum und vor allem durch Paulus wurden die ethnischen Grenzen des Judentums aufgebrochen. Aus der charismatischen Erneuerungsbewegung Jesu wurde eine jüdische Gruppierung mit universalem Anspruch, in deren Zentrum der Glaube an Jesus als den Christus stand. Die Zugehörigkeit zum jüdischen Volk wurde bei Paulus nicht mehr als Voraussetzung für die Teilhabe am Heil gesehen, das Christus gewirkt hat. Allein die Anerkennung der Gegenwart göttlichen Handelns in der Person und im Geschick Jesu schien für Paulus die wichtigste Rolle zu spielen. Zu einem letztgültigen Bruch mit dem Judentum kam es allerdings erst in den christlichen Gemeinden der zweiten und dritten Generation.

Kirche und Judentum

Diese Gemeinden waren geprägt von Auseinandersetzungen mit ihrer jüdischen Umwelt. Nach der Zerstörung des Tempels im Jahr 70 n. Chr. musste sich das Judentum neu formieren. Bei der Suche nach einem »kultlosen« Judentum standen die christlichen Gemeinden zu den damaligen jüdischen Gruppierungen in Konkurrenz. Vor allem mittels Aus- und Abgrenzung versuchten die jeweiligen Parteien, ihre eigene Identität zu definieren. Dies führte auf christlicher Seite zu einer Verabsolutierung ihrer Glaubenslehre und der Ausarbeitung einer hohen Christologie (Christus als menschengewordener Gott), die von jüdischer Seite als Gefährdung des Monotheismus erlebt wurde.

Je mehr sich nun die Verbindung zwischen den christlichen Gemeinden und ihrer jüdischen Umwelt löste und die Kirche sich zunehmend in die Völkerwelt hinein ausbreitete, desto mehr festigte sich auch eine klischeehafte Negativdarstellung der jüdischen Religion. Dies führte dazu,

dass das Verhältnis zwischen Christen und Juden über Jahrhunderte hinweg von Unterstellungen, Verzeichnungen und Vorurteilen vor allem auf christlicher Seite geprägt war. Christliche Identität wurde zum Teil über eine polemische Abgrenzung vom Judentum und eine damit einhergehende Abwertung jüdischen Glaubens bestimmt: Um das »Neue« des christlichen Glaubens zu profilieren, definierte sich das Christentum in vielerlei Hinsicht antithetisch zum Judentum (Gesetz versus Evangelium, alter versus neuer Bund usw.) und schuf somit eine Basis für den kirchlichen Antijudaismus.

Diese von Christen gepflegte anti-jüdische Tradition stellte nicht nur eine intellektuelle Herausforderung dar, sondern oft auch eine physische Bedrohung für die Existenz des jüdischen Volkes, die ihren schrecklichsten Höhepunkt in der Vernichtung von Millionen von Juden im Dritten Reich hatte. Ausgelöst durch die Erkenntnis christlicher Mitverantwortung an der Shoa, versuchte man vor allem von kirchlicher Seite aus, das Verhältnis des Christentums zum Judentum von Grund auf neu zu bestimmen. Dieses neue Verhältnis sollte nicht länger judenfeindlich geprägt sein, sondern von der Bereitschaft, bereits festgefahrene Vorurteile gegenüber dem Judentum abzubauen und das Judentum und Christentum Verbindende und Gemeinsame zu suchen, um so die Voraussetzungen für die Entstehung neuer antisemitischer Tendenzen im Keim zu ersticken.

Der Gewinn für das »Eigene«

Die Suche nach Gemeinsamkeiten beider Religionen war und ist ein wichtiges Moment im jüdisch-christlichen Dialog, vor allem für die christliche Religion, die aufgrund ihrer jüdischen Wurzeln ohne das Judentum weder vollständig definiert noch verstanden werden kann. Allerdings kann das Verhältnis zwischen Christen und Juden nicht allein auf den Aspekt des Gemeinsamen reduziert werden, ihre Beziehung zueinander muss differenzierter betrachtet werden. Denn ihre Beziehung ist auch von theologischen Differenzen geprägt. Insbesondere das christliche Bekenntnis zu Jesus als dem Christus und der Anspruch, dass der am Kreuz gestorbene Jesus von Nazareth der verheißene Messias sei, trennt die christliche von der jüdischen Religion. Auch die Vorstellung von Jesus als der zweiten Person der göttlichen Trinität ist aufgrund der Einheit und Einzigartigkeit Gottes (»Höre, Israel, der HERR unser Gott ist Einer«) von jüdischer Seite her undenkbar. Das Verhältnis zwischen Judentum und Christentum ist also nicht einseitig, das heißt nur durch das Benen-

nen von Gemeinsamkeiten zu bestimmen. Damit wird zwar die große Nähe beider Religionen zueinander zum Ausdruck gebracht, aber weder das spezifisch Christliche noch das spezifisch Jüdische genügend gewürdigt.

Christen müssen sich bewusst sein, dass sie keinen neutralen Zugang zum Judentum haben können, sondern das Judentum immer aus einer christlichen Perspektive heraus, das heißt von außen wahrnehmen. Dies führt häufig dazu, dass Christen vornehmlich von dem Interesse geleitet werden, nur solche Aspekte des Judentums wahrzunehmen, auszuwählen und darzustellen, die für den christlichen Glauben wichtig erscheinen. Dies kann eine christliche Vereinnahmung des Judentums zur Folge haben, die das bleibend Unterscheidende beider Religionen verwischt und das Judentum als eigenständige Religion nicht mehr wahrnimmt.

Verstehen setzt kennen voraus

Ein Ziel sollte deshalb ein möglichst objektiver und von der christlichen Perspektive unabhängiger Zugang zum Judentum sein. Diese Möglichkeit eröffnet die Judaistik. Nur mit Hilfe der Judaistik kann ein Einblick gewonnen werden, wie das Judentum sich selbst, von innen heraus, versteht. Auf diesem Weg können wir einen Zugang zu einem möglichst authentischen und differenzierten Bild des Judentums erhalten und die Eigenheit und Fremdheit, die Lebendigkeit und Vielfalt der jüdischen Religion kennen lernen.

Die Achtung vor dem Glauben anderer verlangt nach fundiertem Wissen über deren Glauben und erfordert die Bereitschaft, Neues kennen zu lernen, Gemeinsamkeiten zu sehen, aber auch Differenzen und die Besonderheit der anderen Religion wahrzunehmen. Nicht durch Abgrenzung und Diffamierung, sondern vielmehr in gegenseitiger Akzeptanz und Achtung vor dem fremden, aber auch eigenen Glauben können die Weichen für einen für beide Glaubensgemeinschaften fruchtbaren jüdisch-christlichen Dialog gefunden werden. Denn erst wenn die Begegnung mit dem Judentum von christlicher Seite als eine positive Herausforderung empfunden wird, die uns dazu anregt, die eigene Glaubens- und Lebenspraxis neu zu überdenken und auch kritisch zu hinterfragen, wird uns auch als Christinnen und Christen die Bedeutung des Judentums als bleibende und bereichernde Voraussetzung unserer Identität bewusst.

Johanna Hess, Bern

(Aus: *Konstruktiv, Beilage der Reformierten Presse*, Nr. 41/2004, Zürich)

Christen im Heiligen Land

Wer traditionellerweise von Christen im Heiligen Land spricht, dem kommen zuerst die einheimischen palästinensischen Christen in den Sinn. Doch diese kleine Minderheit befindet sich im Schwinden, während andere Gemeinschaften wachsen.

Unterscheiden lassen sich im Wesentlichen drei Gruppen von Christen, nämlich die palästinensischen, die israelischen und die ausländischen Christen. Dass es mit dieser Bezeichnung nicht so einfach ist, wird schnell deutlich.

»Israelische Araber« nennen die jüdischen Israeli ein Sechstel der Bevölkerung des Staates. Innerhalb dieser Gruppe wird die Anzahl der Christen auf rund 115 000 geschätzt und macht so ungefähr zwei Prozent der Bevölkerung des Staates Israel aus.

Die arabischen Christen in Israel leben zumeist im Norden des Landes, insbesondere in Galiläa, Nazareth und im Großraum Haifa-Akko.

Während sie sich als Israelische Staatsbürger verstehen, stehen ihre Glaubensgeschwister im Westjordanland und in Gaza auf der anderen Seite des Konflikts, als Palästinenser. In Jerusalem selbst, mit seiner Wohnbevölkerung von rund 650 000, leben noch 11 000 Christen, zumeist im Ostteil der Stadt.

Christlicher Exodus

Auch in den besetzten Gebieten machen die 40 000 palästinensischen Christen (davon 2500 in Gaza) nur noch knapp 3,7 Prozent der Bevölkerung aus, und wer die Mittel hat, dem Konflikt zu entfliehen, wandert aus.

Über 200 christliche Familien haben allein im Jahr 2003 das mittlerweile mehrheitlich islamische Bethlehem, in dem nur noch ein Fünftel christlich ist, verlassen.

Natürlich unterstützen die Christen in den besetzten Gebieten den Aufstand gegen die Besatzungsmacht, doch vor der Zukunft in einem palästinensischen Staat, dessen Rechtssprechung sich gemäß Verfassungsentwurf an der islamischen Scharia orientieren wird, ist vielen ziemlich bange.

Als absolute Minderheit lebt auch die extrem kleine Gruppe messianischer Juden in Israel. Zuverlässige Zahlen gibt es nicht, von 5000 im Lande ist die Rede, andere Quellen gehen von der Hälfte aus. Es handelt sich bei ihnen um Juden, die an ihrem Judentum und seinen Bräuchen festhalten. Andererseits sehen sie aber in Jesus den verheißenen Messias.

Sie stehen in der Regel politisch fest auf Seiten des Staates Israel, im Unterschied zu ihren palästinensischen Glaubensgeschwistern.

Neue Gemeinden entstehen

Im Wachsen begriffen ist eine andere Gruppe israelischer Christen, über die keinerlei Statistik vorliegt. In den vergangenen zehn Jahren sind über eine Million Juden aus den Ländern der ehemaligen Sowjetrepublik eingewandert. Kritiker sagen, bei diesen Juden wisse niemand genau, wie viele überhaupt jüdischen Ursprungs seien. Es gibt Schätzungen, dass bis zu 400 000 dieser Einwanderer christlichen Ursprungs sind, offizielle Angaben gehen von der Hälfte aus. Manche Neueinwanderer aus ehemals atheistischen Ländern entdecken im Heiligen Land den Glauben ihrer Jugend wieder. So füllen sie die Kirchen, wobei Gemeinden auch im jüdischen Kernland entstehen. Hiervon profitieren vor allem die orthodoxen Kirchen: Griechen, Russen und Rumänen, aber auch die Äthiopier, die in den neunziger Jahren ins Land kamen.

»Ausländische« Christen

Die »Mutter aller Kirchen« im Lande aber ist die griechisch-orthodoxe, womit wir bei den »ausländischen« Christen wären. Unter ihnen stechen die alten orientalischen Kirchen wie die Kopten, Chaldäer und Armenier hervor, die schon seit den ersten Tagen des Christentums im Lande sind. Eigentlich ist die griechisch-orthodoxe Kirche die größte einheimische Kirche, aber sie wird stets von Griechen geführt. Während der lokale Klerus heiratet, teilen sich zölibatär lebende Mönche und Bischöfe aus Griechenland die Führungspositionen. Dies führte in der letzten Zeit zu einer nicht zu unterschätzenden Unzufriedenheit seitens der palästinensischen Gläubigen, die sich nicht mehr repräsentiert fühlen, zumal die römisch-katholische, die evangelisch-lutherische und die anglikanische Kirche palästinensische Kirchenoberhäupter haben.

So begrüßenswert das ist, so schwierig kann es zuweilen werden, denn diese palästinensischen Kirchenführer äußern sich regelmäßig, ihrer Herkunft entsprechend, zur politischen Lage, was bisweilen die wirklich ausländischen Christen im Lande wenig beglückt. Bei diesen handelt es sich um so genannte Expat-Gemeinden, das heißt Entsandte und Experten, Botschaftsangehörige und Medienvertreter eines Landes, die sich ihrer Herkunft gemäß organisieren. Hinzu kommen noch bis zu 20 000 christliche Gastarbeiter.

Politisch bedeutungslos

Aus Europa sind immer wieder Stimmen zu vernehmen, die den Christen, die

zwar zwischen allen Stühlen sitzen, aber das immerhin auf allen Seiten, eine Vermittlerrolle im politischen Konflikt zutrauen. Angesichts der Gespaltenheit der Christen vor Ort und ihrer Minderheitensituation scheint dies allerdings eine wohlmeinende Utopie zu sein. Denn demographisch entwickelt sich der christliche Bevölkerungsanteil auf die Einprozentmarke und damit die politische Bedeutungslosigkeit zu.

Rüdiger Scholz
(Aus: *Annex, Beilage zur Reformierten Presse, 10/2004, Zürich*)

Gegen Vorurteile und Zerrbilder

Eines der verbreiteten Vorurteile gegenüber dem Judentum ist das verzerrte Inbezugsetzen des als christlich empfundenen Gebotes der Nächstenliebe mit dem alttestamentlichen Gebot »Auge um Auge«.

Das »christliche Gebot der Nächstenliebe« ist bereits ein alttestamentliches Gebot (vgl. 3 Mose 19, 18). Richtig ist, dass es im Neuen Testament oft als Zusammenfassung der Tora begegnet, und zwar als »Doppelgebot der Liebe« zusammen mit dem Gebot der Gottesliebe. (vgl. Markus 12, 28-34).

Die rechtliche Bestimmung »Auge um Auge, Zahn um Zahn« (2 Mose 21, 24) stellt zwar bis heute ein angeblich barbarisches Rache- oder Vergeltungsethos dar. Tatsächlich ist es ein Talionsgesetz und Ausdruck antiker Rechtskultur, die auf die Wiederherstellung eines Gleichgewichts zielt, das durch die Tat gestört wurde. Vergleichbar ist etwa auch die in den antiken Ethiken schon formulierte Goldene Regel. Gleiches soll angemessen, nämlich nur mit Gleichem vergolten werden.

Die Absicht des Talionsrechtes ist also deutlich die, einen durch einen Übergriff gebrochenen Frieden wiederherzustellen, ohne ihn durch die Strafe neu zu verletzen. Die Verhältnismäßigkeit von Schädigung und Entschädigung sollte garantiert werden und ausufernde Rache verhindert werden. Insbesondere sollte auch der Schwächere vor dem Stärkeren geschützt werden. Das antike Talionsrecht war also ein gewaltiger Schritt in Richtung Humanität angesichts brutaler Praktiken von antiken Zivilisationen der Wüste in vorbiblischen Zeiten.

In der jüdischen Tradition galt das Gebot aus 2 Mose 21, 24 immer als Kompensationsregel. Wer Körperverletzungen begeht, muss zahlen. Der Gedanke ist auch Grundlage unserer heutigen abendländischen Wiedergutmachungsregelungen.

(lex)

Die Menschheit am Scheideweg

Arusha (Tansania)/Genf, 25. Juni 2008 – Angesichts der Ausbeutung und Missachtung der Schöpfung und der daraus resultierenden Folgen des Klimawandels stehe die Menschheit an einem Scheideweg, so der Präsident des Lutherischen Weltbundes (LWB), Bischof Mark S. Hanson, zum Auftakt der LWB-Ratstagung im nordtansanischen Arusha. Die Menschen seien nicht nur vor die Frage gestellt, wohin sie in Zukunft gingen, sondern auch, wo sie heute wirklich stünden und wer gemeinsam mit ihnen an diesem Scheideweg sei, so der Leitende Bischof der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Amerika (ELKA) in seiner Ansprache am 25. Juni. Die Ratstagung mit rund 170 Teilnehmenden findet auf Einladung der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Tansania (ELKT) vom 25. bis 30. Juni in Arusha in Nordtansania statt.

Mit Blick auf das Thema der Ratstagung (»Schmelzende Schneekappe auf dem Kilimandscharo: Zeugnis inmitten der leidenden Schöpfung«) betonte Hanson, dass nicht nur die Schneekappe schmelze. Die Bergwasser, die der Erde und den darauf lebenden Menschen jedes Frühjahr neues Leben schenken, nähmen mit dem Rückgang des Gletschers ab. Die Luft verändere sich und Geschöpfe stürben aus, Menschen verhungerten, so Hanson. Der globale Klimawandel sei eine Realität, die nicht geleugnet werden könne. Das Beweismaterial sei gewaltig und die Konsequenzen unausweichlich.

Die Menschheit habe in ihrer ganzen Geschichte, aber insbesondere in den letzten Jahrhunderten, so getan, als ob sie dazu berufen sei, »Gott ähnlicher zu sein als der übrigen Schöpfung.« Laut Hanson verinnerlichen diejenigen, die sich so verhalten, biblische Formulierungen für sich, wie die Aufforderung aus dem 1. Buch Mose, sich die Erde »untertan« zu machen und über sie zu »herrschen«.

Es sei wichtig, dass sich die Menschen der Einzigartigkeit ihrer Verantwortung für die übrige Schöpfung bewusst würden. Es sei aber Verrat, »wenn wir unser kreatürliches Sein verleugnen und eine Beziehung der Herrschaft über unsere Mitgeschöpfe beanspruchen«.

Auflehnung gegen Gott

Die Berufung, »zu herrschen« und »untertan zu machen«, habe nie die Aufforderung an die Menschen beinhaltet, ihre eigenen Götter zu sein, so der LWB-Präsident weiter.

Der Anspruch, Vorrechte als »Mit-Schöpfer« zu haben, sei Ausdruck der Auflehnung des Menschen gegen Gott, »gegen unser kreatürliches Sein und gegen

unsere wahre Berufung zum verantwortlichen Umgang mit der Schöpfung«.

Die Menschen hätten die Erde behandelt, als würde sie ihnen ihre Existenz verdanken. Dabei handelt es sich laut Hanson um weit mehr als ein Umweltproblem. Die Menschheit habe in Gedanken und Werken so getan, als ob es Zweck der Schöpfung wäre, dem Menschen zu dienen und ihn zu verherrlichen. Hinzu komme, dass die Menschheit Wert und Nutzen der Erde an ihrer Nützlichkeit für den Menschen und seine Bestrebungen messe.

Das Problem liege letzten Endes nicht einfach in der Verschmutzung von Wasser und Luft und der daraus resultierenden globalen Erwärmung. Es liege vielmehr »in der spirituellen Blasphemie, Gottes gute Schöpfung als etwas anderes zu behandeln, als das, was sie in Wirklichkeit ist: als feindliche Wildnis, gottverlassene Öde, Müllhalde und Lagerstätte natürlicher Ressourcen, die wir für unsere eigenen Interessen benutzen, statt Gott zu gehorchen und sie um ihrer selbst willen zu hegen und zu pflegen«.

Systematischer Angriff auf Lebewesen

Trotz dieses Missbrauchs der Schöpfung durch den Menschen würden Land, Meere und Himmel, wie verunstaltet auch immer, fortbestehen, betonte Hanson. Die Lebewesen, die die Erde bewohnten, seien jedoch sehr viel anfälliger. Umweltvergehen wie die rücksichtslose Verschmutzung von Luft und Wasser, die gierige Ausbeutung von Wäldern und Ackerland, der Missbrauch von Nahrungsmitteln für verschwenderischen Konsum und der daraus resultierende Klimawandel wäre ein systematischer Angriff auf die Lebewesen, die Mitgeschöpfe des Menschen.

Im Blick auf das wahrhaftige Zeugnis vom haushalterischen Umgang mit der Schöpfung gehe es schließlich auch um die »Ökologie« des eigenen Körpers. »Wir versäumen es vielfach, uns um unseren eigenen geschaffenen Körper und Geist, unsere Seele und unsere Gefühle zu kümmern.« Mit der Art und Weise, wie die Menschen lebten, brächten sie zum Ausdruck, sie seien »ihre eigenen Götter«. Gehorsame HaushalterInnen der Erde könnten jedoch Selbstkontrolle ausüben, die sie zur Erfüllung ihrer Berufung als Geschöpfe Gottes befreie, so Hanson.

Sich nur auf die Realität des Klimawandels selbst zu konzentrieren und die geistliche Krise der Blasphemie gegen Gott und seine Schöpfung zu ignorieren, führe jedoch genauso in die Irre wie die Leugnung des Klimawandels und seiner Konsequenzen. Ebenso würden sich die Menschen ihrer Verantwortung für sich selbst und ihrer Rechenschaftspflicht gegenüber Gott

und seiner Schöpfung entziehen, wenn sie allzu bereitwillig die Rolle des kritisch Fragenden übernähmen. Eine Gemeinschaft mit einer reichen theologischen Tradition verfüge jedoch über die notwendigen Ressourcen, um sich der bestehenden Krise zu stellen. Die Gemeinschaft von Kirchen erkenne an, »dass ein lebendiger und tätiger Glaube, der dem Nächsten dient, aus dem Hören des Wortes und der Antwort auf Christi Ruf erwächst«, so Hanson. Diese Gemeinschaft engagiere sich in Diskussionen und Konsultationen, in Verkündigung und konkreten Aktionen, die einen lebendigen Glauben forderten, der in Christus Gestalt annehme.

Änderungen in Politik und Praxis

Das laufende Studienprogramm der LWB-Abteilung für Theologie und Studien »Theologische Antworten auf den Klimawandel« sei nur ein Beispiel für den theologischen Dialog, der in der ganzen LWB-Gemeinschaft geführt werde.

Hanson forderte die lutherischen Kirchen dazu auf, in ihren Ländern für Änderungen sowohl in der Politik als auch in der Praxis einzutreten. Als Beispiele nannte er Initiativen der lutherischen Kirchen in den Dänemark, Papua-Neuguinea, Schweden sowie den nordischen und baltischen Kirchen, Tansania und den USA sowie den vom LWB initiierten Dialog mit indigenen Völkern in Asien.

Maßnahmen zur Bewahrung der Schöpfung, wie die Gespräche und Dialoge, die die lutherischen Kirchen führten, reichten von lokalen Initiativen bis hin zu globalen Partnerschaften. So arbeite eine Reihe von Kirchen zum Beispiel in Wiederaufforstungsprojekten mit, die Teil umfassenderer Strategien zu einem anderen Umgang mit der Schöpfung seien, betonte Hanson.

Das Leiden der Schöpfung sei eine ernüchternde Wahrheit, der sich die Menschen stellen müssten. »Voller Demut und Scham müssen wir erkennen, dass die Beziehung des Menschen zu Gott und seiner Schöpfung zerbrochen ist, dass wir selbst Teil dieser Blasphemie und dieses Missbrauchs sind. Die Last der Schuld, die Scham angesichts unserer Verantwortung für solches Leid und die Angst vor den Konsequenzen könnten leicht dazu führen, dass wir uns gegeneinander wenden, uns gegenseitig die Schuld zuweisen und verurteilen.« Dies entspreche, so der LWB-Präsident, jedoch nicht der menschlichen Gemeinschaft, auf die die Schöpfung sehnsüchtig warte. Dies entspreche auch nicht der Gemeinschaft, »die wir in Jesus Christus sind, denn eine solche Gemeinschaft kann nicht mit Scham bedeckt werden, weil sie aus der Hoffnung lebt.«

LWI



DER MONATSSPRUCH

Von allen Seiten umgibst du mich und hältst deine Hand über mir.

(*Psalm 139, 5*)

Manche Menschen lieben das über alles: Auf dem Rücken im warmen Meer zu liegen, sich von den Wellen umschmeicheln zu lassen und das warme Meerwasser auf der ganzen Haut zu fühlen. Vielleicht ist dieses Gefühl eine ertümliche Erinnerung an den glücklichsten Zustand, den ein Mensch je hatte: Das Sein im Leib der Mutter, vor der Geburt. Solche Geborgenheit hat keiner in seinem späteren Leben mehr. Von allen Seiten von der Mutter umgeben – so glücklich kann man nie mehr sein.

Es ist freilich kaum anzunehmen, dass der Verfasser des 139. Psalms solche Gedanken hatte, wenngleich er im Vers 13 auch vom Mutterleib spricht. Sicher aber hat er die wärmenden Sonnenstrahlen nach einer kühlen Nacht wohltuend auf der Haut empfunden, gleichsam Wärme und Licht von allen Seiten. Und diese beglückende Empfindung überträgt er nun auf sein Gottvertrauen: »Von allen Seiten umgibst du mich und hältst deine Hand über mir.«

Mit unvergleichlich feinem Sprachgefühl hat Martin Luther nicht nur diesen Vers, sondern den ganzen 139. Psalm in unsere schöne deutsche Sprache übertragen. Und es lohnt sich, ihn einmal halblaut zu lesen!

Mir jedenfalls kamen bei dem Lesen und Überdenken unseres Monatspruchs ganz viele Gedanken. Zunächst einmal dieser: Die Erinnerung an die so genannten Schutzengel. Dass es sie gibt, steht außer Zweifel. Und sie haben nun einmal die Aufgabe, uns gleichsam »von allen Seiten« zu umgeben und die schützende Hand über uns zu halten. Darum hat eine besorgte Mutter auch zu ihrem erwachsenen Sohn vor einer längeren Autofahrt gesagt: »Bitte, fahr nicht schneller, als dein Schutzengel fliegen kann!« Und wohl uns, wenn wir uns diese gut gemeinte Mahnung bei jeder Autofahrt zu Herzen nehmen.

Doch ich kann mir auch die Situation vorstellen: Da liegt eine Mutter im Krankenhaus. Am nächsten Tag soll sie operiert werden. Angst krampft ihr das Herz zusammen. Wie wird der Eingriff in ihrem lebendigen Leib von statten gehen? Wie wird es sein mit den Kindern, mit dem Mann. – Tausend Fragen belasten ihre Seele. Vor Angst beginnt sie zu frieren und zu zittern. Doch dann schlägt ihre Bettnachbarin die Bibel auf und liest ihr den 139. Psalm halblaut vor. Und dann ist es wie eine Wunder: Das aufgeregte Herz der zu Operierenden wird ruhig und eine große Zuversicht erfasst die Kranke. Sie vertraut plötzlich: Auch im Operationssaal wird der Allmächtige um sie und über ihr sein! Getrost kann sie in der kommenden Nacht schlafen. Sie weiß sich geborgen in der Hut Gottes.

Freilich, es steht nichts darüber in unserem Monatspruch,

dass jede Reise gefahrlos abläuft und dass jeder operative Eingriff glücklich verlaufen muss. – Wenn Gott uns umhüllt, wie das Wasser oder das Sonnenlicht unseren Körper, dann müssen wir auch das Andere bedenken: Im Wasser kann man ertrinken, und das Sonnenlicht kann unsere Haut schmerzhaft verbrennen. Was wirklich geschieht, steht in Gottes Hand.

Das weiß auch der Psalmist, wenn er im 17. Vers sagt: »Wie schwer sind für mich, Gott, deine Gedanken. Wie ist ihre Summe so groß!«

Wir glauben ja auch nicht nur an Gott, den Schöpfer, sondern an den Vater Jesu Christi. Und dieser Vater ließ seinen Sohn den Weg zum Kreuz gehen. Und ER hat auch in seiner Sterbestunde die Hand nicht von ihm abgezogen.

Und das ist wohl das ganz Entscheidende: einfach zu vertrauen, dass der Herr meines Lebens es gut meint, heute und morgen und allezeit.

Darum möchte ich Dich bitten, Dich, der Du mich seit meiner Geburt umgibst und die Hand über mir gehalten hast: Dass Du mir das fröhliche und zuversichtliche Vertrauen erhältst auch in schwierigen Lebenslagen und dass ich etwas davon auch an Andere weitergeben kann. Denn das ist wohl die höchste und schwerste Lebenskunst.

Heinz Galter

Gott sei vor dir,
um dir den rechten Weg zu zeigen.
Gott sei neben dir,
um dich in die Arme zu schließen und dich zu schützen.
Gott sei hinter dir,
um dich zu bewahren vor der Heimtücke böser Menschen.
Gott sei unter dir,
um dich aufzufangen, wenn du fällst.
Gott sei in dir,
um dich zu trösten, wenn du traurig bist.
Gott sei um dich herum,
um dich zu verteidigen, wenn andere über dich herfallen.
Gott sei über dir,
um dich zu segnen.
So segne dich der gütige Gott.

(*Altkirchlicher Segen, 4. Jahrhundert*)